

Die neue Truppenordnung und der "Warnruf" des Obersten Gertsch

Autor(en): **Sonderegger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE NEUE TRUPPENORDNUNG UND DER „WARNRUF“ DES OBERSTEN GERTSCH

NACH EINEM VORTRAG, GEHALTEN IN DEN OFFIZIERS-
GESELLSCHAFTEN VON ST. GALLEN UND HERISAU

Nachdem der Nationalrat die neue Truppenordnung einstimmig angenommen hat und über die von Oberst Gertsch in seiner Broschüre „Ein Warnruf“ vorgebrachten Einwendungen hinweg zur Tagesordnung geschritten ist, mag es befremdlich erscheinen, wenn hier nochmals einläßlich auf die Angelegenheit zurückgekommen wird. Was mich dazu veranlasst, ist die Überzeugung, dass die Ausführungen des Obersten Gertsch in weiteren Kreisen, militärischen und anderen, doch einen gewissen Eindruck hinterlassen haben, den man nicht unterschätzen darf. Die Broschüre war vortrefflich geschrieben; die Einwände gegen das neue Gesetz waren mit einer Sicherheit vorgebracht, die durchaus nichts zu wünschen übrig ließ, und das ganze entschlossene und bestimmte Auftreten des Verfassers wird auf Manchen den gewollten Eindruck nicht verfehlt haben. Aber nicht nur das, sondern die Broschüre war auch in einem abstoßenden Tone geschrieben, mit einer souveränen Verachtung der Meinungen anderer, so recht vom hohen Rosse herab, und da mag für manchen Entferntstehenden der Gedanke nahe gelegen haben, dass das Abstoßende des Stiles die Mitglieder des Nationalrates habe abhalten können, sich mit dem Inhalt der Schrift einläßlich genug zu befassen. Auf alle Fälle musste es ja für die Räte eine unangenehme Sache sein, auf die Einwände des Obersten Gertsch zu hören und sie zu verarbeiten, nachdem Ständerat und nationalrätliche Kommission bereits einstimmig die Vorlage gutgeheißen hatten; und es mag daher hie und da im Stillen die Frage aufgeworfen worden sein, ob nicht alle diese Gründe dazu geführt haben, der Broschüre Gertsch die gebührende Achtung zu versagen. Es ist auch nicht zu übersehen, dass Oberst Gertsch nicht nur in dieser Schrift und nicht nur in der Organisationsfrage, sondern auch in andern Arbeiten und auf andern Gebieten, speziell dem taktischen, als

entschiedener Neuerer aufgetreten ist, stets mit derselben Sicherheit und Bestimmtheit, so dass man sich schließlich doch die Frage vorlegen musste: Hat er nicht vielleicht doch einen weiteren Blick als wir andern? Sind wir nicht im Unrecht? Fehlt es uns nicht an Verständnis für eine fernere Zukunft, wenn wir seinen Gedanken und Vorschlägen nicht folgen können? Vielleicht gar mancher Offizier, hauptsächlich unter den jüngern, hat sich wohl schon diese Frage vorgelegt und es kann daher nur von Gutem sein, wenn ich hier versuche, sie einlässlich und vorurteilslos zu beantworten.

I.

Wenn man sich sämtliche schriftlichen Kundgebungen des Obersten Gertsch der letzten Zeit vor Augen hält, wird man erkennen, dass ein inniger Zusammenhang besteht zwischen dem Organisationsvorschlag und den Lehren, die er sich aus seiner Anschauung des Krieges in der Mandschurei gezogen hat. Oberst Gertsch konnte mit seinen Folgerungen aus dem mandschurischen Krieg die neue Truppenordnung nicht in Einklang bringen und deshalb bekämpfte er sie.

Bevor ich auf die Organisationsfrage selbst eintrete, will ich mich mit den Voraussetzungen befassen, von denen Oberst Gertsch ausgegangen ist.

Kurz zusammengefasst, sind die Folgerungen, die Oberst Gertsch aus dem japanischen Kriege zieht — nicht nur diejenigen, die er im zweiten Teil seines Werkes vom Russisch-Japanischen Krieg 1904—1905, Abschnitt 5: „Lehren des Krieges“ bringt, sondern auch die in seinen Aufsätzen in der Militärzeitung enthaltenen — die folgenden:

Am Yalu kämpfte die japanische erste Armee gegen einen fünf- bis sechsmal schwächeren Gegner. Ihre Verluste waren zirka 2%. Die Verluste trafen zum größten Teil die Garde, die gegen einen viermal schwächeren Gegner zu kämpfen hatte, und deren Verluste etwa 6% betragen haben werden. Die zweite Armee griff bei Nantschan einen viermal schwächeren Gegner an und erlitt dabei 5½% Verluste. Daraus entstand bei den Japanern der Entschluss, von ihrer bisherigen Taktik abzuweichen. Sie nahmen viel größere Fronten als bisher und gaben der Unterführung nach Zeit und Raum einen viel größeren Spielraum, als

wie man ihn vorher in Krieg oder Frieden irgendwo gekannt hatte. In diesen beiden Neuerungen: Einsetzen der sämtlichen Kräfte in vorderster Linie, sozusagen ohne jede Tiefengliederung, und in der völligen Freiheit der als freie Kunst aufzufassenden Unterführung sieht nun Oberst Gertsch das Heil der Zukunft. Er predigt diese Theorie in Wort und Schrift, praktizierte sie als Truppenführer in den Manövern und will sie nun auch für unsere künftige Truppengliederung maßgebend sein lassen.

Stellen wir uns nun zuerst die Frage: Waren die Japaner durch die Schlacht am Yalu und bei Nantschan wirklich in die Notwendigkeit versetzt, ihre Gefechtsmethode von Grund auf zu ändern? Waren ihre Verluste so groß, dass sie bei weiterem Verfahren nach bisherigen Grundsätzen ihren Erfolg in Frage stellen mussten? Am Yalu überschritten die Japaner vor einem stark eingeschnittenen Gegner einen breiten Fluss. Da der Gegner fünf bis sechsmal schwächer war als sie, waren ihre Verluste nur 2%. Bei Nantschan lag der Gegner in einer vortrefflichen und stark befestigten, mit schweren Kalibern armierten Stellung. Das ganze Angriffsfeld war sozusagen deckungslos und mit starken Drahthindernissen versehen. Beide Flügel waren an das Meer angelehnt; ein Manövrieren japanischerseits war vollständig ausgeschlossen. Diese Stellung in einem Tage zu forcieren, war kein kleines Stück Arbeit, und wenn die Japaner dabei nur 5½% Verluste gehabt haben, so danken sie das der vierfach kleineren Zahl des Gegners und seiner schlechten Ausbildung. Vergleicht man diese Verlustzahlen mit denjenigen des deutsch-französischen Krieges von 1870, so wundert man sich, wie Oberst Gertsch zu der Behauptung kommen konnte, ohne Änderung der Taktik wären die Verluste der Japaner schon in der zweiten Schlacht vernichtend gewesen, und höchst wahrscheinlich wäre schließlich der Krieg nicht zu ihren Gunsten ausgefallen. Das 3. preußische Armeekorps hatte in der Schlacht bei Vionville einen Verlust von 25%, und dennoch war zwei Tage später bei Gravelotte-Saint Privat die deutsche Armeeführung jeden Augenblick bereit, es wieder in die Schlacht einzusetzen, sobald die Notwendigkeit dazu vorlag. Im Gefecht von Weissenburg, das sich der mehr als zehnfachen Überlegenheit der Deutschen wegen mit der Schlacht am Yalu vergleichen lässt, verloren die Deutschen 1½%.

trugen die Verluste der deutschen dritten Armee 10 %; bei Spichieren verloren die 16. preußische Division und Teile der 5. und 16. Division zusammen etwa 13 %. Niemand dachte damals daran, diese Verluste als vernichtend zu erklären; im Gegenteil hielt man damals und seither allgemein noch dafür, dass eine tapfere Truppe selbst in Verbänden bis zur Größe eines Armeekorps Verluste bis zu 25 % ertragen könne, ohne ihren Halt zu verlieren. Weshalb sollen nun plötzlich die Japaner, deren heldenhafte Tapferkeit ja außer allem Zweifel steht, Verluste von so niedrigen Prozentsätzen unter diesen Verhältnissen unerträglich finden müssen? Wenn am Nantschan bei vierfacher Übermacht und vor einer so schwer anzugreifenden Stellung die Verluste nur 5¹/₂ % waren, so lässt sich daraus mit Sicherheit schließen, dass in offenem Feldkrieg, bei wechselndem Gelände und der Möglichkeit zu manövrieren die Verluste auch bei gleicher Zahl kaum größer gewesen wäre und auch die Schlacht am Yalu fügt sich völlig in diese Rechnung ein, besonders wenn man noch bedenkt, dass beides Erstlingsschlachten waren, bei denen man immer geneigt ist, etwas unvorsichtig ins Zeug zu gehen.

Wenn man nun überzeugt ist, dass eine zwingende Notwendigkeit für die Japaner, ihre Gefechtsmethode radikal zu ändern, nicht vorlag, so muss man sich in zweiter Linie die Frage stellen: War es für die Japaner, wenn auch nicht gerade notwendig, so doch vorteilhaft, ihre Taktik zu ändern? Konnten sie auf diese neue Weise billiger als bisher zum Erfolge kommen? Diese Frage muss man vom rein taktischen Standpunkte aus unbedingt bejahen. Oberst Gertsch erwähnt ja, dass zwei Divisionen der ersten Armee in deren zweiter Schlacht einen an Zahl ebenbürtiger Gegner mit nur 3 % Verlust geschlagen haben, und die zweite Armee in ihrer zweiten Schlacht einen wenig schwächeren Gegner mit einem Verluste von nicht ganz 2 %. Ebenso hat der Nachtangriff auf dem San-kwaisekisan die 10. Division nur 4 % gekostet. Es darf nun aber nicht übersehen werden, und scheint von Oberst Gertsch übersehen worden zu sein, dass dieser taktische Vorteil eine ebenso große oder vielleicht größere Einbuße auf operativem Gebiete zur Folge hatte. Wohl weist Oberst Gertsch in seinem zweiten Buch vom Krieg ausdrücklich auf die geringen operativen Leistungen der Japaner hin. „Die Operationen

waren in einer Weise geführt, dass sie europäischer Kriegskunst niemals vorbildlich sein könnten. Operativ waren die Siege der Japaner... nicht der Tüchtigkeit der japanischen Führung zuzuschreiben, sondern der Untüchtigkeit der russischen.“ Oberst Gertsch hat aber niemals darauf hingewiesen, dass diese Unterwertigkeit der japanischen operativen Führung nicht nur durch den Mangel an Straßen und die prekären Nachschubverhältnisse, sondern zu einem guten Teil gerade durch die neue Taktik bedingt war, die seit dem Yalu und seit Nantschan eingeführt worden war.

Gerade das Beispiel der 10. Division ist geeignet, uns das klar zu machen. Da lagen an der Schlacht am Schaho drei japanische Kampfgruppen vor der russischen Front, rechts die Brigade 3 Matsunaga vor dem Sanjoshisan, in der Mitte die Brigade 15 Okasaki vor dem Rashisan, links die 10. Division vor dem Sankwaisekisan. Alle drei Gruppen hatten für den 11. Oktober Befehl anzugreifen. Die Brigade 3 griff am Morgen an, führte aber ihren Angriff nicht völlig durch, weil ihr die nördliche Kuppe des Sanjoshisan zu stark besetzt schien. Die Brigade 15 erachtete den Angriff auf den Rashisan für zu verlustreich; sie griff erst am späten Nachmittag auf ausdrücklichen Befehl des Kommandanten der 2. Division an und erlitt dabei 16 % Verluste. Die 10. Division entschloss sich, den voraussichtlich verlustreichen Angriff auf den Sanwaisekisan für heute zu unterlassen und erst in der Nacht anzugreifen. Die Rechnung stimmte, denn sie kam dann in der Nacht mit 4 % Verlust weg, während Nachbar Okasaki bei Tag 16 % Verluste erlitten hat.

Schon von einem größeren taktischen Standpunkte aus lässt sich aber dieses scheinbar so kluge taktische Verhalten der 10. Division nicht mehr rechtfertigen. Einmal hat sie durch ihr Zurückbleiben einen Teil der Verluste Okasakis auf dem Gewissen, denn die Brigade Okasakis hat erhebliche Verluste erlitten durch Flankenfeuer aus den russischen Stellungen, die von der 10. Division hätten angegriffen werden sollen. Zweitens aber wäre einem einigermaßen entschlossenen Gegner gegenüber der isolierte Vorstoß der Brigade Okasaki weit über die Front der Nachbarn rechts und links hinaus unter allen Umständen missglückt. Die 10. Division hat daher ihre Ersparnisse an Verlusten zum guten

Teil auf Kosten der Nachbarbrigade gemacht, indem sie deren Verluste wie auch deren Risiko bedeutend steigerte.

Noch bedenklicher erscheint diese völlig freie Wahl des Zeitpunktes zum Angriff durch die Unterführung, wenn man die operative Seite des Verhaltens der 10. Division ins Auge fasst. Setzen wir den Fall, das japanische Oberkommando, informiert über die ungefähre totale Stärke der russischen Armee und über die Ausdehnung ihrer Front, habe sich entschlossen, in der Mitte, ungefähr in der Gegend der 2. und 10. Division, die russische Front zu durchbrechen. Ob dies unter den gegebenen Verhältnissen Erfolg versprochen hätte und zweckmäßig gewesen wäre, ist hier ganz ohne Belang, denn ähnliche Situationen können sich immer wieder ergeben. In diesem Falle musste der Oberkommandierende darauf rechnen können, dass der Angriff ungefähr in der von ihm angenommenen Zeit zur Durchführung gelangen werde, denn er konnte nur dann Erfolg versprechen, wenn er durchgeführt wurde, bevor die Russen Zeit fanden, von ihren Flügeln her deren Reserven zur Abwehr des Durchbruches heranzubringen. Griff nun aber die 10. Division nicht bei Tage an, sondern wartete sie geduldig bis zum Einbruch der Nacht, und ließ sie dabei noch die Nebenbrigade Gefahr laufen, in isoliertem Vorstoße zugrunde zu gehen, so war der ganze Plan des Oberkommandanten zu nichte gemacht. Bis zum andern Morgen konnten die Russen schon von der japanischen Kräftegruppierung und der japanischen Absicht Wind haben und ihre Reserven von drüben heranbringen, oder aber die Situation konnte sich in der Zwischenzeit auf den Flügeln so gestaltet haben, dass der japanische Plan aufgegeben werden musste. Sobald die Wahl des Zeitpunktes zum Angriff in solcher Weise, in diesem Grade dem Ermessen der Unterführer überlassen bleibt, kann sich das Oberkommando die Mühe des operativen Denkens ersparen; denn auch der einfachste operative Gedanke wird dann unausführbar, weil ihm die Mittel zur Durchführung genommen sind. Auf diese Weise gelangt man dann von selbst zum operativen *laissez aller, laissez faire*, zum simplen frontalen sich aneinander Herandrücken, wie es die Signatur der japanischen Operationen während des ganzen Krieges war.

Die zeitliche Einheitlichkeit der Handlung innerhalb der zu gleicher Aktion bestimmten Heeresseinheiten oder Truppenkörper

ist von vorneherein ein einfaches Gebot der Taktik, nicht nur der Kameradschaft. Sie ist aber noch in weit höherem Maße eine absolute Bedingung für die Möglichkeit einer Durchführung der operativen Gedanken und Entschlüsse. Sie ist daher für die Kriegsführung im großen wie im kleinen schlechterdings unentbehrlich, und wir können in der auf diesen Grad gebrachten freien Kunst der Truppenführer nicht einen Fortschritt, sondern nur eine Verirrung sehen.

So gut aber als die *zeitliche* Einheitlichkeit der Handlung ist auch die *örtliche* Einheitlichkeit unter Heeresseinheiten oder Truppenkörpern in gleichem Auftrage unentbehrlich. Oberst Gertsch bespricht in seinen Lehren des Krieges im Kapitel „Technik der Truppenführung“ die Bildung der Schützenlinie. Bei den Erwägungen über die Dichtigkeit, die die Schützenlinie haben soll, kommt er zu der obersten Grenze des Zwischenraumes der Schützen von zwei Schritt und sagt: „Wird jedoch über diese Grenze hinausgegangen, so entsteht zwar um so besserer Schutz vor den feindlichen Geschoßen, aber auf einer gegebenen Strecke der Schützenlinie befinden sich weniger Gewehre als bei genügendem Raum zum sicheren Schusse auf ihr verwendet werden können, mithin zu wenig. Der Kampfwert der Schützenlinie ist zu gering.“ Da muss man sich nun fragen: warum ist Oberst Gertsch hier stehen geblieben? Warum hat er diese Logik nicht weiter geübt? Wenn der Kampfwert der Schützenlinie des Zuges, der seine Gewehre weiter auseinander streut als mit zwei Schritten Zwischenraum, zu gering wird, wird nicht ganz genau gleich auch der Kampfwert der Kompagniefront zu gering, wenn die Kompagnie freiwillig zwischen ihren Zügen Zwischenräume lässt? Und gilt nicht schließlich genau dasselbe — kleine selbstverständliche Spielräume vorbehalten — für das Bataillon, das Regiment, die Brigade? Weshalb soll dieses einfache taktische Naturgesetz nun auf den Zug beschränkt bleiben? Der gesunde Menschenverstand, auf den sich Oberst Gertsch bei dieser Lehre von der Schützenlinie des Zuges beruft, wird nicht beim Zuge Halt machen müssen, sondern er darf seine Anwendung mit genau gleichem Rechte auch auf größere Verhältnisse beanspruchen. Genau wie beim Zug müssen wir auch bei jedem größeren Verband, so weit die gleiche Gefechtsabsicht reicht, den zu geringen Kampfwert der Schützenlinie vermeiden, und das

heißt gar nichts anderes, als dass mit gleichem Gefechtszweck auftretende Truppen in ununterbrochenem Zusammenhange arbeiten müssen.

Die Einheitlichkeit der Handlung in zeitlichem wie in örtlichem Sinne war von jeher taktisches Grundgesetz. Dass dem noch heute nicht anders sein darf, beweist uns der Kriegsbericht des Obersten Gertsch mit seinem Beispiel der 10. japanischen Division und mit seinen Erwägungen über die nötige Dichtigkeit der Schützenlinie.

Neben der künstlerischen Freiheit der Truppenführung ist die zweite Hauptlehre, die Oberst Gertsch aus dem russisch-japanischen Kriege sich zieht, die Forderung des Wegfalls jeder Verstärkung der Schützenlinie von hinten her, des Wegfalls der Kampf- oder Abschnittsreserven, somit die Nebeneinanderreihung aller infantenrischen Kräfte mit Ausnahme etwa einer ganz kleinen Brigade- oder Divisionsreserve, und damit die Vergrößerung der Front bis auf das Drei- oder Vierfache des bisher angenommenen. In einem Aufsätze in der „Militärzeitung“ hat Oberst Gertsch denn auch eine Front von 8—12 Kilometer für die Division bisheriger Zusammensetzung verlangt. Diese Lehre gründet sich, so viel man sehen kann, zu einem großen Teil auf den Angriff der Brigade 15 Okasaki gegen den Rashisan am 11. Oktober. Diese Brigade griff nachmittags um 4 Uhr 30 den von den Russen in gleicher Stärke besetzten Tempelhügel an, über ein völlig offenes Feld von 1½ Kilometer Tiefe weg. Sie entwickelte auf einer Front von 1½ Kilometer von jedem Regiment zwei Bataillone, jedes Bataillon mit einer Kompagnie als Bataillonsreserve, die Kompagnien der Schützenlinie mit je einem Zug als Kompagniereserve. Der Angriff wurde in lebhaftem Schritt durchgeführt. Sprungweises Vorgehen scheint sich nicht als notwendig erwiesen zu haben. Die Reserven folgten der Schützenlinie in eingliedriger Linie. Nach einer Stunde war der wohl eingeschnittene Gegner aus seiner starken Stellung vertrieben. Die Brigade Okasaki hatte 927 Mann verloren, woran Reserven und Schützen gleichmäßig beteiligt waren.

Oberst Gertsch schließt hieraus, dass der Angriff über die freie deckungslose Ebene auch bei der heutigen Bewaffnung noch nicht ausgeschlossen sei und damit wird jedermann einverstanden

sein. Er schließt aber auch ferner, dass in solchem Gelände Reserven nicht in den Feuerbereich des Gegners nachgezogen werden dürfen, und auch, dass sie nicht nachgezogen zu werden brauchen, sobald der ganze Angriffsraum mit Schützen belegt ist. Diese Folgerung jedoch wird man sich nochmals überlegen müssen. Wenn auch tatsächlich, nach dem Bericht von Oberst Gertsch, die Reserve nicht zur Verwendung kam für die Verstärkung der Schützenlinie, so ist damit noch nicht gesagt, dass sie nicht unter veränderten Verhältnissen zur Verwendung kommen könnte. Nimmt man an, dass die Reserve, statt in eingliedriger Linie, in Schützenlinie formiert gewesen wäre, und dass sie, statt in lebhaftem Schritt, sprungweise in raschem Laufschrift vorging, so wären ihre Verluste wesentlich niedriger geblieben, und sie hätten schwerlich die vorhin als sehr mäßiges Maximum ertragbarer Verluste angenommenen 25 % erreicht. Es ist also kaum zu bezweifeln, dass die Reserve in die Schützenlinie hätte vorgebracht werden können. Wahrscheinlich hat die Schützenlinie trotz ihrer 16 % Verluste noch gar nicht das Bedürfnis gehabt, sich auffüllen zu lassen. Das Feuer der Russen scheint, wie immer, zu hoch gegangen zu sein und die Schützen der Brigade Okasaki hatten wohl das Gefühl, bei sehr raschem Vorgehen das Feuer der Russen unterlaufen zu können. Daher auch die so überaus kurzen Halte der Schützenlinie, das Durchschreiten des ganzen Angriffsraumes von 1½ Kilometer in einer Stunde, inbegriffen Sturm und Handgemenge, so dass augenscheinlich die Reserven gar nicht Zeit hatten, einzugreifen.

Stellen wir uns aber vor, wie sich der Angriff vor einem besser schießenden Gegner abgewickelt hätte. Da hätte vor allem die Schützenlinie weit größere Verluste erlitten, die Reserve aber bedeutend geringere, denn dank der Überhöhung konnte das Feuer der Russen nicht gleichzeitig die Schützenlinie und die Reserve bestreichen (und hätte es selbst dann nicht gekonnt, wenn die Russen unsere zukünftige neue Munition geführt hätten). Die sichere Folge dieser Verschiebung der Verlustziffern wäre gewesen, dass die Schützenlinie der Verstärkung der Reserve bedurft hätte, und dass die Reserve die Verstärkung hätte durchführen können. Wären keine Reserven da gewesen, so wäre die Schützenlinie mit ihren stärkeren Verlusten — darüber darf man sich durchaus keine

Illusionen machen — einfach auf 400, 500 oder 600 Meter vom Feinde liegen geblieben bis zum Einbruch der Nacht, und der Angriff wäre gescheitert. Es lässt sich daher die Überzeugung nicht von der Hand weisen, dass es hier das schlechte Feuer der Russen war, das die Schützenlinie schonte, so dass sie der Reserven nicht bedurften, und das gleichzeitig die Reserven hinderte, die Schützenlinie bei ihrem überaus raschen Tempo einzuholen. Und wenn wir so zu der Ansicht gelangen, dass selbst in diesem ungünstigsten aller Fälle, bei dem auf dieser ganzen Länge völlig offenen, deckungslosen Angriffsfeld die Schützenlinie vor einem besser schießenden Gegner hätte verstärkt werden können und müssen, so haben wir desto weniger Ursache, die Lehre von der Nutzlosigkeit der Kampfesreserven in dem der Mehrzahl der Fälle entsprechenden, mehr oder weniger Deckung bietenden Gelände anzuerkennen.

Ich komme auch hier wieder zurück auf das Wort von Oberst Gertsch vom zu geringen Kampfwert der Schützenlinie und behaupte, dass dieser zu geringe Kampfwert, das heißt die zu wenig dichte Lücken aufweisende Schützenlinie nicht nur zu Beginn des Gefechtes, beim ersten Ansetzen, sondern während der ganzen Dauer des Kampfes vermieden werden muss, durch das Nachfüllen an Mannschaft und an Munition aus den Kampfesreserven, rechtzeitig, bevor die Schützenlinie zur Schlacke ausbrennen kann. Sobald die Schützenlinie jenen Grad der Undichtigkeit, jenen zu geringen Kampfwert erreicht hat, ist ein weiteres Vorgehen ausgeschlossen, wo man nicht mit dem niemals in der allgemeinen Rechnung zulässigen Glücksfalle eines nach russischer Art schlecht schießenden, minderwertigen Gegners rechnen kann. Der volle Kampfwert der Schützenlinie ist nicht nur das Gesetz für den *Eintritt* in den Angriffskampf; er ist auch das Gesetz für die *Durchführung*. *Die jederzeit vollwertige Schützenlinie ist das einzige Grundgesetz, das den Infanteriekampf regiert. Sie ist alles, was Infanteriereglement und Infanterieausbildung anzustreben haben. Sie gewährleistet die Kraft und Wucht des Angriffes und die Durchführbarkeit und Wirksamkeit des operativen Gedankens.*

Es ist nicht nur die Beobachtung der Gefechte in der Mandchurei gewesen, die Oberst Gertsch zu einem überzeugten Verfechter der Lehre von den großen Fronten und von der Nutz-

losigkeit der Kampfesreserven gemacht hat, sondern auch seine Überzeugung von der ausschlaggebenden Bedeutung des Flankenangriffes und von der Unmöglichkeit des Durchbruches. In der Tat kann es für jeden selbständigen Truppenführer, sobald die Unmöglichkeit des eigenen Durchbrechens oder des Durchbrochenwerdens durch den Feind feststeht, gar nichts anderes geben, als eine unendlich große Front einzunehmen, um die vielleicht nicht unendlich große Front des Gegners zu überflügeln und dadurch in seine Flanke zu gelangen. Es ist aber selbstverständlich, dass die Unmöglichkeit des Durchbrechens oder Durchbrochenwerdens nicht absolut feststehen kann; sondern von einem gewissen genügend großen, vielleicht extremen Grad der Undichtigkeit einer Front an wird die Möglichkeit des Durchbrechens oder Durchbrochenwerdens auch von Oberst Gertsch zugegeben werden müssen, und die Frage ist dann nur, bei *welchem Grade* der Undichtigkeit diese Möglichkeit eintritt.

Bevor wir aber hievon sprechen, müssen wir noch ein Wort verlieren über die Aussichten des durchgeführten gelungenen Durchbruches, denn auch da bin ich mit Oberst Gertsch nicht einig. Er hat einmal in der Militärzeitung die überraschende Ansicht geäußert, einer dünnen Front ohne Reserve könne ein erfolgreicher Durchbruch gar nichts anhaben, denn er werde da nur auf ein paar armselige Trains treffen und vielleicht auf irgend einen Stab. Um sich aber einen Durchbruch in dieser Weise vorstellen zu können, muss man voraussetzen, die an der Einbruchsstelle kommandierenden Offiziere tragen samt und sonders Scheuklappen am Kopfe. Dem jüngsten Leutnant wird es, nachdem er in ein Loch der feindlichen Stellung eingedrungen ist, von selbst einfallen, dass er nun nicht blindlings weiter zu stürmen hat, sondern einzuschwenken gegen die Ränder des Loches, durch das er hineingekommen ist. Das ist für jedermann so selbstverständlich, dass es keines Nachweises bedarf. Dem Durchbruch folgt ganz von selbst die Aufrollung der feindlichen Front von der Durchbruchsstelle aus, nach der einen oder nach der andern, oder nach beiden Seiten. Der gelungene Durchbruch wird daher zu gar nichts anderem, als zur einfachen oder doppelten Umfassung, mit dem schlimmen Unterschiede von der Flankenumfassung, dass sie nicht an entfernter Stelle beginnt und sich allmählich

fühlbar macht, sondern gleich an empfindlichster Stelle einsetzt, die durchbrochenen Truppen in zwei Teile teilt, für die sowohl gemeinsame Führung als selbständiges Zusammenarbeiten sehr rasch aufhört, und deren rückwärtige Verbindungen unmittelbar gefährdet sind. Der Durchbruch galt zu Napoleons Zeiten und auch in früheren Epochen stets als das Gefährlichste, und es liegt gar kein Grund vor, ihn heute als weniger gefährlich zu betrachten.

Fragen wir uns nun, wann tritt die Möglichkeit ein, durchzubrechen oder durchbrochen zu werden, und die Antwort gibt uns wiederum das Wort von Oberst Gertsch vom zu geringen Kampfwert der Schützenlinie. Sobald eine Schützenlinie von vollem Kampfwert mit einer qualitativ gleichen, aber an Zahl und damit auch an Kampfwert schwächeren längere Zeit im Kampfe liegt, so ist für die vollkampfwertige die Chance zum Durchbrechen da, und umgekehrt riskiert die minderwertige unter diesen Verhältnissen von einem Augenblick zum andern das Durchbrochenwerden. Wo es sich darum handelt, einen Gegner zu bekämpfen, dessen absoluter Mangel an Initiative und Offensivgeist jede Absicht durchzubrechen ausschließt, wie das bei den Russen der Fall war, da kann man sich allerdings fragen, ob man nicht billiger wekommt, wenn man auf das Durchbrechen ebenfalls verzichtet und nur nach der Flanke des Gegners läuft; wo aber dieser außergewöhnliche Fall nicht vorliegt, verlangt schon die Sicherheit der eigenen Handlung, dass mit der Möglichkeit des Durchbrochenwerdens gerechnet werde. Die Lehre der Kriegskunst darf nicht auf so außergewöhnliche moralische Kraftunterschiede aufgebaut werden, wie sie zwischen Russen und Japanern bestanden. Die Gertsch'sche Lehre von den großen Fronten tut dies und ist deshalb für andere, als Regel vorauszu sehende Verhältnisse unbrauchbar, ja geradezu gefährlich. *Die Sicherheit der eigenen Handlung verlangt von uns als Garantie gegen das Durchbrochenwerden die stets vollkampfwertige Schützenlinie. Sie gibt uns damit dann gleich das Mittel in die Hand, einen nur nach den Flanken strebenden, mit minderkampfwertigen Schützenlinien auftretenden Gegner zu durchbrechen und ihm ein rasches Ende zu bereiten.*

Weist man nun Oberst Gertschens Lehre von der Überflüssigkeit der Kampfesreserven und seine darauf aufgebauten Fronten

von vier bis sechs Kilometern pro Brigade von der Hand, so wird man sich, gerade um in Organisationsfragen eine Grundlage zu haben, Rechenschaft geben müssen von dem für die Mehrzahl der Fälle als zweckmäßig erachteten Grade der Tiefengliederung. Um dabei nicht fehl zu gehen, muss man sich ein zutreffendes Bild machen können von der zersetzenden Wirkung eines Kampfes längerer Dauer zwischen zwei qualitativ und quantitativ nicht allzu verschiedenen Gegnern. Die Rangierung der 4800 Gewehre unserer Infanterie-Brigade — oder gar der 6000 Gewehre der ausländischen — auf einem Raume von nur 1½ Kilometer wie beim Angriff der Brigade Okasaki und nach der Vorschrift des deutschen Infanteriereglements, mit drei bis vier Gewehren auf den Meter Front, erscheint auf den ersten Blick kaum verständlich. Man vergisst eben leicht, dass die offiziellen Verlustziffern der Gefechtsberichte nur noch aufführen, was am Morgen nach dem Gefecht nicht zur Stelle ist, dass aber außer jenen „offiziell Verwundeten“ der kämpfenden Schützenlinie eine enorme Zahl von Leichtverwundeten, Versprengten und Drückebergern verloren geht, die bis zur Erstellung der Verlustlisten längst wieder eingerückt sind, während des Kampfes aber nicht in Rechnung kamen. Es ist überaus schwer, sich von diesen Verhältnissen eine zutreffende Vorstellung zu machen, und man greift daher dafür am besten auf die Wirklichkeit, auf die Kriegsgeschichte zurück.

Ich habe vorhin das 3. preußische Armeekorps bei Vionville am 16. August 1870 erwähnt, das uns mit seinen heroisch ertragenen 25% Verlusten einen so glänzenden Maßstab für die Leistungen einer tapferen Truppe gegeben hat. Dieses Armeekorps kämpfte dort zusammen mit fünfeinhalb Bataillonen des 10. Korps auf einem Frontraume von sieben Kilometern, was nach damaligen Begriffen jedes normale Maß weit überstieg. Der Kampf hatte zwischen 9 und 10 Uhr morgens begonnen; um 4 Uhr nachmittags hatte das Korps „seine Kräfte fast bis auf den letzten Mann schon eingesetzt und hielt nur hie und da winzige Reservehäuflein, zum Teil kaum mehr als die Trümmer von dem Kampfe wieder entzogener Truppen, in zweiter Linie zurück¹⁾“.

Bei 1400 Meter Front auf die Brigade hatte demnach ein sechs- bis siebenständiger Kampf genügt, die sämtlichen infante-

¹⁾ Wolfgang Foerster „Prinz Friedrich Karl von Preußen“.

ristischen Reserven aufzuzehren; dem Armeekorps blieb keine infanteristische Kraft mehr zur Verfügung, mit der es irgend einem Zwischenfalle hätte begegnen können. Nichts spricht deutlicher für den Mangel an Infanterie auf dieser Front, als die Attacke der Kavalleriebrigade Bredow, die schon um 2 Uhr aus der Front der 6. Division heraus der Infanterie Luft machen musste.

Das 3. Korps sah sich denn auch bald genug dank dieses Mangels an infanteristischen Reserven vollständig in die Defensive versetzt.

Wenn nun heute mit 1½ Kilometer auf die Brigade im *Angriffskampf* als ungefähres Element für organisatorische und taktische Rechnung reichlich derselbe Frontraum angenommen wird, den das dritte Armeekorps damals unter dem Zwange der Verhältnisse nehmen musste, so ist damit wohl dem Unterschied in der Bewaffnung zwischen damals und heute genügend Rechnung getragen. —

Aus allen diesen Erwägungen heraus komme ich zu dem Schlusse, dass *die Lehren irrig sind, die Oberst Gertsch sich aus dem mandschurischen Kriege gezogen hat, und dass wir uns hüten müssen, sie unseren Kriegsvorbereitungen zugrunde zu legen.*

Damit soll jedoch nicht der Wert der Gertschschen Kriegsberichterstattung überhaupt bestritten sein. Im Gegenteil, es war überaus anregend und forderte zu schärfstem Nachdenken auf, die Ereignisse jenes Krieges in solchen, wenn auch einseitiger, so doch überaus scharfer Beleuchtung vor sich gerückt zu sehen, und damit war uns besser genützt, als durch eine farb- und kritiklose Schilderung ohne eigene Gedanken.

HERISAU, im Juni 1911.

EMIL SONDEREGGER

(Schluss folgt.)

